Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Segantini, Giovanni
Autor: Segantini, Gottardo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573752

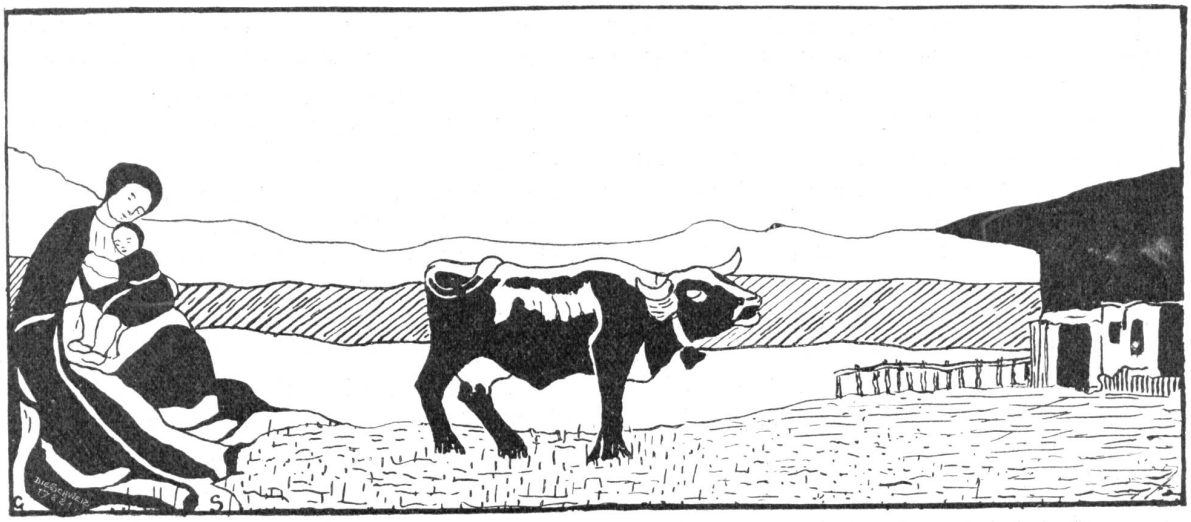
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gottardo Segantini. Kopfleiste mit Benutzung eines Motives aus Giov. Segantinis Triptychon der Alpenwelt.

Auf den Tod eines Helden.

So geht ein Held den Weg: die Klinge klar
Und auf dem Stahl die Flammeninschrift: „Wahr!“
Das Auge frei. Der Blick ein Kampfruf: „Flieg!“
Und jeder Schritt ein „Vorwärts!“ und „Zum Sieg!“

So schafft ein Held sein Werk: in Höhenluft
Vernimmt er nie, ob ihn zur Krönung ruft,
Ob ihn zum Kreuz hinschmäht des Pöbels Dank.
Die Tat gedeiht, die eignen Willen trank.

So trägt ein Held den Tod: im Leben ganz
Und eins mit sich, als letztes Blatt im Kranz
Des Schicksals, als die letzte Harmonie,
Die den Akkord „Es ist vollbracht!“ verlieh.

Und an des Helden Grab weht frischer Wind
Um uns, die wir voll junger Hoffnung sind.
Das Leben ist zu Tat und Werk so weit!
Im Schaffen liegt der Keim zur Ewigkeit!

Charlot Straßer, Bern.

Giovanni Segantini.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gottardo Segantini, Maloja*).

Mit zwei Kunstbeilagen, elf Textbildern und einer Kopfleiste von Gottardo Segantini.

Es war einmal... So möchte ich gerne diesen Aufsatz beginnen, da es sich um einen Menschen handelt, dessen Leben, dessen Werke und dessen Tod etwas von der Fabel an sich haben. Also, es war einmal ein alter Witwer, dessen Namen schon zwei Frauen getragen hatten. Dieser Mann, so unbekannt und alt er auch war, mußte im Anfang der Sechziger zum dritten Mal Liebe empfangen und Liebe geben. Die schöne Margherita de Girardi aus Val di Fiemme, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, heiratete den Agostino Segatini**) von Arco, der als Schreinermeister und kleiner Kaufmann ein Häuschen an der Sarca hatte, direkt unterhalb dem großen Felsen, auf dem die Burg derer von Arco noch ihre Ruinen zeigt, und aus dieser ungleichen Ehe gingen zwei Söhne hervor. Der ältere starb noch als Kind in den Flammen, der andere ging die Wege des Ruhmes und adelte seine Geburt und seinen Namen durch sein Leiden und seine Werke. Dieser Aufsatz soll von diesem andern, dem jüngern Bruder sprechen, dessen Geburt (1858) der schönen Mutter die Gesundheit und später das Leben kostete. Die Grausamkeit des Schicksals erzieht öfters große Menschen! Dies war hier wohl der Fall; denn schwer ward dem kleinen Giovanni das Geborenwerden und später das Sich-am-Leben-erhalten.

Arco ist eine kleine Stadt nicht weit vom Gardasee, deren Häuser lieblich inmitten einer wunderbaren südländischen Vegetation verstreut sind; die Sarca fließt ruhig dem Gardasee zu, der unsichtbar im Süden den Horizont abgrenzt. Hohe Berge umschließen ringsum die von milden Lüften besuchte Talgegend und tragen auf ihren Spitzen ewigen Schnee, während an ihrem Fuße die

*) Mit dem Maler und Radierer Gottardo Segantini, der nicht nur ein feiner Interpret der Kunst seines Vaters, sondern auch ein selbständiger und eigenartiger Künstler ist, gedenken wir unsere Leser später bekannt zu machen. A. d. R.

**) Die Namensform Segantini taucht erst später auf. A. d. R.

Oliven und Orangen gedeihen. Aus dieser Gegend sollte Giovanni Segantini in seinem kindlichen Gemüt die erste Liebe zu Berg und Tal mitbringen.

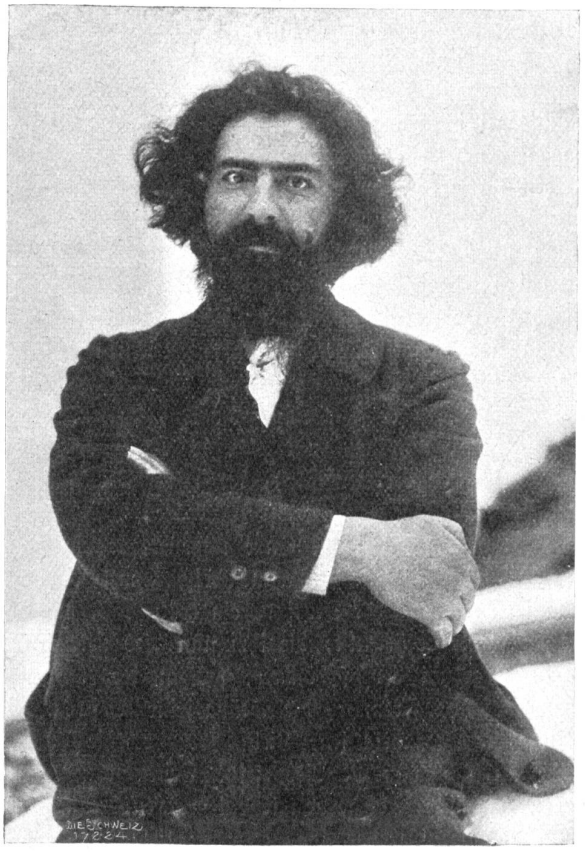
Die Mutter, die wie eine Blume hinwelkte und früh ihrem Ende entgegensah, grub sich dem Kinde tief ins Gedächtnis und wurde zum unversieglichen Brunnen seiner Kunst. Die Mutter bedeutete für ihn die Schönheit, die Liebe, die Freiheit, die Aufopferung, die schweigsam dem Leben entsagt, weil es im Schicksal der Dinge so geschrieben steht. Wenn er sich dieser Bedeutung auch erst später in seinen Werken klar wurde, so trug er sie doch während den langen mühsamen Jahren seiner Jugend als eine Kraft in sich, eine Kraft, die ihn vom Verzagen stets abhielt. Die schöne Margherita liebte ihren Sohn, so, wie alle Mütter ihre Söhne lieben; aber der kleine Giovanni fühlte instinktiv in ihr den nahenden Tod und konnte sich von ihr nicht trennen; so gingen sie stets zusammen aufs Feld, und zu Hause waren sie unzertrennlich. Wenn wir eine so feine Sprache hätten, wie die Seele eine feine Intuition hat, so könnten wir dieses Verhältnis in Worten ausdrücken und darin den Schlüssel der großen Kunst Giovanni Segantinis, namentlich der Kunst seiner ersten Periode finden. Während die Mutter immer mehr einem Schatten glich, wuchs der kleine Segantini unter ihrer fürsorgenden Liebe zu einem starken gesunden Kind heran, und dies war sein Glück; denn nur der gesundheitstrotzende Körper eines kräftigen und wohlernährten Knaben konnte die Entbehrungen seiner spätern Jugend aushalten, ohne dabei umzukommen. Das wohlbestellte Haus des Schreinermeisters und Kaufmanns an der Sarca wurde immer ärmer; es wurden stets daraus Möbel und Vorräte verkauft, um die Aerzte zu bezahlen, und so kam es, daß, als der kleine Giovanni fünf Jahre alt war, sein Vater das Häuschen verkaufte und mit der kleinen Familie nach Trento übersiedelte in der Hoffnung, dort bessere Geschäfte zu machen. Aber es dauerte nicht lange, da starb die Mutter, die trotz aller Aufopferungen nicht von ihrem frühen Tode zu retten war. So verließ der alte Mann traurig das Land, in dem er sich zu Grunde gerichtet hatte, um eine schöne junge Frau ihrem Schicksal zu entreißen. Der Greis und das Kind gingen über Verona nach Mailand, mit bangem Herzen, die Not vor Augen. Mailand, so dachte der Vater, ist eine große Stadt, und wer weiß? Aber für das Kind war Mailand das Neue. Während der eine sein Fortkommen suchte, öffnete der andere groß die Augen, um das Wunderbare zu erfassen, das sich ihm zeigte. Der Vater spazierte, den Kleinen an der Hand, durch die Straßen der Großstadt; es waren dies die letzten Stunden eines Glücks, das nie wiederkehren sollte. Mailand ist eine Großstadt; aber für Agostino Segatini war kein Glück zu finden. Darum trennte er sich vom Sohn, der letzten Erinnerung an die geliebte Mutter, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Aber an den lombardischen Seen war Agostinos Stern nicht günstiger; so kehrte der Vater nie wieder, und der Sohn, den er einer Stiefschwester überlassen hatte, vernahm die Nachricht seines Todes erst in seinem vierzehnten Jahre, d. h. viele viele Jahre, nachdem dieser eingetreten war. Armer Agostino! Der italienische Himmel kennt solche tragische Existenzen: sie verlieren unter dem Druck des Schicksals ihren Glauben nicht, dem Sturm des Lebens bieten sie eine hoffnungsvolle zähe Natur, bis der große Freund aller Bedrängten sie zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet . . .

Giovanni Segantini im Alter von sechsundzwanzig Jahren
(Phot. Pagliano e Ricordi, Mailand).

Nun beginnt Giovanni Segantinis Lebenskampf. Die Stiefschwester war schlecht! Die Armut war der Gastgeber. Wenn Armut auf dem Lande eintritt, so kann man sie eher ertragen als in der Stadt; denn die Natur ist draußen stets reich; aber zwischen den Häusern, wo des Menschen Elend sich brüstet, drückt sie wie ein Alpdruck. Wenn in den ersten Tagen der Kleine auf seinen Spaziergängen durch die Straßen in Begleitung seines Vaters die Mutter etwas vergessen hat, so erscheint sie ihm nun, da er ganz allein in einer Dachwohnung eingesperrt ist, während die Stiefschwester draußen arbeitet, lebendig vor Augen, und mit ihr tauchen die Erinnerungen auf an das schöne Land, an die Sonne und den blauen Himmel, und in seiner Seele wird eine namenlose Sehnsucht wach, die Sehnsucht nach Liebe, nach Wärme, nach Sonne, nach dem blauen Himmel, den Bergen und dem Grünen. Das Fenster ist hoch oben; da steigt er auf den Tisch, und darauf stellt er einen Stuhl, um von diesem Piedestal aus hinauszuschauen in Gottes freie Natur; aber außer etwas Himmel, in dem hie und da Wolken jagen, sieht er nichts. Die Glocken

Samstags erinnern ihn daran, daß es morgen Sonntag ist. Sonntag! O, die Mutter, die ihn in die Kirche brachte, die schöne, die gute Mutter! Aber alles ist aus, und die Stiefschwester haßt ihn. Eines Tages kommt ihm der Gedanke, aus dieser Gefangenschaft zu entfliehen und nach Frankreich zu wandern. Er wird geschickt, um etwas zu holen, und kehrt nie wieder. Durch den Simplonbogen hinaus in die Felder geht die Straße nach Frankreich – das wußte er von seinem Vater — und in Frankreich ist das Glück. Die Nacht bricht ein; ein Gewitter kommt über das müde Kind, das am Rande des Weges vor Hunger und Mattigkeit zusammengebrochen ist. Vom Wegesrand hoben ihn zwei Bauern auf, die ihn im Schein ihrer Laterne gesehen, und trugen ihn nach Hause. Da wurde er Schweinehirt. Er war sechs Jahre alt und war Waise.

Wie viele Jahre war wohl Giovanni Segantini Schweinehirt? Einer Sage nach soll er von einem Kunstfreund nach Mailand geschickt worden sein, damit er zeichnen lerne, weil er das schönste Schwein mit Kohle auf einen Stein gezeichnet hatte; aber dies mag wohl eine Sage sein. Ich glaube, ihn trieb das Verlangen nach der Stiefschwester, die er seiner Flucht wegen beleidigt zu haben glaubte. Armes Kind! Die Beleidigte ärgerte sich so sehr über seine reumütige Rückkehr und schlug ihn derart, daß er vorzog, obdachlos auf der Straße zu bleiben. Dies die Belohnung seiner Reue! Nun hatte er zum zweiten Mal die Freiheit für die Enge der polizeilich geordneten Stadt aufgegeben, und nun fängt auch die wirkliche Odyssee seiner Jugend an. Wo essen, wo schlafen? Die Barken im kleinen Hafen, die Kirchentüren, die Dachböden in den schlecht bewachten Häusern sind Ruhestätten für Winter und Sommer; manchmal lagert der Schnee über einem, dann wieder schimpft der Hauswart; aber am schlimmsten ist der hartherzige Schutzmann. Das Gesetz ist unerbittlich, und seine Herzlosigkeit kennt nur Ketten und Riegel; so kommt er zwei Mal in eine Besserungsanstalt. In dieser Besserungsanstalt findet er einen Freund, einen Pater, Barnabiter. Die Lehre von der Güte hat seine Seele verschönert, und er versteht den kleinen Verstoßenen und liebt ihn und schützt ihn; aber nochmals greift der Tod ein, reißt den Lehrer vom Schüler, und dieser verschafft sich durch die Flucht wiederum Freiheit. Heuschrecken und Frösche, die Fische des Flusses und die Kräuter der Wiesen sind seine Nahrung, spärliche Nahrung; aber die kräftige zähe Natur läßt ihn dabei nicht zu Grunde gehen. Durch viele Schicksalsschläge, durch viel Elend und Hunger — er selbst gestand, noch kurz vor seinem Tod, daß er durch nichts anderes gelitten habe als durch Hunger — wuchs er heran. Stets der Beschützer der Unterdrückten setzte er sich Muskeln an für seinen eigenen Kampf, der in geistigem Sinne erst dann beginnen mußte, als der Kampf des Körpers gegen die tagtäglich drohende Vernichtung durch den Tod aufhörte. Mit den Jahren nahm der Kampf ums Dasein an Grausamkeit und Bitterkeit ab, bis endlich zwei wunderbare, lang ersehnte himmlische Strahlen den Menschen aus seiner irdischen Umhüllung hervorzauberten und uns jenen großen Giovanni Segantini zeigten, den wir heute kennen und dessen Körper die Erniedrigungen und die Entbehrungen des grausamsten Elends durchmachte, um eine reine Seele und einen reinen Geist fleckenlos und wunderbar jahrelang zu verbergen und jahrelang in den untersten Schichten des Lebens mit sich zu tragen, in jenen Schichten, wo alles offen und nackt ist. Ich will von jenen zwei Strahlen reden, die für ihn die Wiedergeburt des Glückes bedeuteten, jenes Glückes, das er seit seinem fünften Lebensjahr entbehrte, d. h. von der Liebe und der Schönheit — Liebe und Schönheit! Es sind dies die Grundbedingungen jeder großen Kunst, und als diese in Erfüllung gingen, entwickelte sich rasch aus dem Jüngling der große Künstler. Die Klage einer weinenden Mutter über den Tod ihrer Tochter: „Sie war so schön, o, hätte ich nur ein Bild von ihr!" soll Giovanni Segantini den Stift in die Hand gedrückt haben. Er zeich-



Giovanni Segantini in seiner letzten Periode
(Phot. Camille Hoffmann, Pfarrer in St. Moritz).

nete die Tote und wurde ein großer Maler. Hatte er studiert? Hat er nachher studiert? Er hat nie gelernt. Wohl war er drei Jahre auf der Mailänder Akademie — aber die Notwendigkeit, sich das tägliche Brot mit seiner Arbeit zu verdienen, machte aus ihm einen schlechten Schüler. So finden wir ihn während dieser Zeit als Porträtist zu zwei Soldi das Stück, als Dekorationszeichner bei einem Schuft, als Aushilfe und Lehrling beim Fahnenmaler Tetamanzi und sonst noch beschäftigt; dabei aber ist er eingetragener Akademieschüler und kommt zu den Kursen nicht viel mehr als einen Tag im Monat oder hie und da in die Abendklassen. Woher hat er sein Können? Woher hat die Nachtigall ihren Gesang? Wie eine Nachtigall der Farbe steht Giovanni Segantini kaum zwanzigjährig da mit seinem Coro di St. Antonio, der so großes Aufsehen erregte, daß man den jungen Künstler gleich unter die größten Italiens rangierte. Dieses Bild, das Innere einer Kirche darstellend, in der durch ein offenes Fenster das Tageslicht auf einen getäfelten Chor grell fällt, hat eine solche Wirkungskraft in den Kontrasten von Licht und Schatten und zeigt so sehr den großen Meister, daß man erstaunt sein muß, wenn man weiß, daß der Maler, der es gemalt, vorher keinen Pinselstrich gemacht hatte. In jenen Tagen, da mit den Farben, die ihm vom Ausmalen eines Droguerieschildes für die Gebrüder Bertoni zurückgeblieben waren, Segantini sein erstes Bild auf einen alten Kaminschirm malte, lernte er den jungen Carlo Bugatti kennen und durch ihn seine wunderschöne Schwester, die damals noch in die Schule ging. Die Kämpfe mit der Akademie, die ihn, da er nicht ihr Kind war, unterdrücken wollte, die letzten Kämpfe mit der täglichen Notwendigkeit, die mit der Bekanntschaft des Kunsthändlers Vittore Grubicy und dann seines Bruders Alberto ihr Ende nahmen, waren die Gefährten seines ersten Zusammentreffens mit Luigia Bugatti. Der Sohn der Straßen, ein kräftiger Kämpfer für die Ideale der Kunst, die ihm nun lieb war als die Wiedergeburt der Schönheit, sah in der kleinen Schwester seines Freundes die Stütze seiner Bestrebungen und die Spenderin jener Liebe, die durch die Jahre geändert, ihn doch an die Liebe seiner Mutter erinnerte. Das Mädchen, das er gerne mit seinem Freunde in der Schule abholte, fürchtete ihn; aber er liebte sie vom ersten Augenblick an; so ging es nicht lange, und seine Liebe entflammte auch das Herz der schüchternen Jungfrau. Er erzählte ihr von seinem Leben als vom Leben eines andern, den er gut kannte, und sie durchschaute vielleicht die Wahrheit, ohne dessen Häßlichkeit zu empfinden. Der Traum war ein dunkler. Doch so voll Herzensgüte und von so lieben Lippen erzählt, daß man nicht zu traurig darüber sein konnte. Zwei Jahre verstrichen, sie lernte ihn kennen, er sie lieben; denn sie war schöner, als Worte es sagen können, von jener Schönheit, mit der nur Italien seine schönsten Frauen schmücken kann. Das Blaue des Himmels war in ihren Augen, und golden war das reiche Haar; er war schwarz und das Gesicht olivengelb wie dasjenige eines Menschen, der lange Not gelitten hat; aber die Augen strahlten in den tiefen Augenhöhlen wie weit geöffnete Fenster zu einer großen Seele. Nach zwei Jahren der Werbung wurde sie mit achtzehn Jahren seine Frau; er war zweiundzwanzig und hatte wie sie nichts außer seiner Liebe, seinem Glauben und seiner Kunst. Von nun an ist Giov. Segantinis Leben bis an sein Ende ein vom höchsten Glück bestrahltes Leben. Seine Frau und seine Kunst. Beide, Liebe und Schönheit in ein harmonisches Ganzes gefaßt. Was er gelitten, ist nun vorbei, was er ersehnt, ist ihm erblüht: er, der Verlassene, um den sich niemand kümmerte, hat ein Heim, hat die wärmende tröstende Liebe einer von Glück und Schönheit strahlenden Frau; nun kann er die Träume seiner Seele, die Sehnsucht seiner ganzen Jugend, das Glück seiner ganzen Gegenwart im Bilde darstellen, und er malt vom frühen Morgen bis zum späten Abend, immer im Rausche seines wiedergeborenen Glückes.

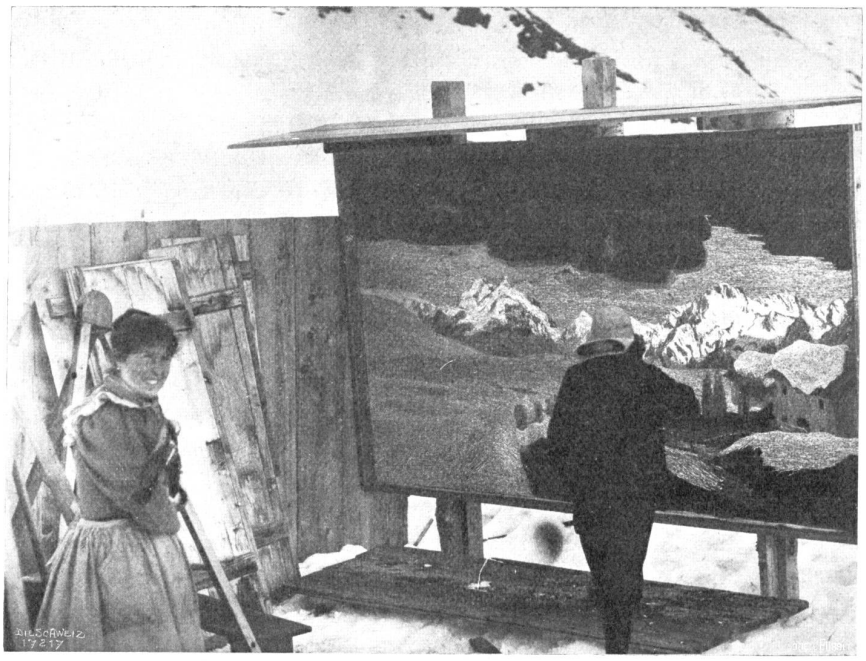
Giovanni Segantini in seiner letzten Periode
(Phot. Camille Hoffmann, Pfarrer in St. Moritz).

Sieben Monate blieb er in Mailand; dann ging es 1881 im Herbst hinaus in die ersehnte freie Natur. Was er als Schweinehirt, was er als kleines Kind gesehen hatte, das malte er mit der ganzen Hingabe des Schwärmers, und zu dem, was er in seiner Jugend erfaßt, gesellt er das tief neuempfundene Mutterglück, dieses Glück, das er später „Die Frucht der Liebe" nennen wird. In Pusiano, dann in Carella, immer in der Brianza zwischen Como und Lecco, da, wo die italienischen «Prealpi» den Horizont schließen, liebt er zu wohnen und zu träumen. Er malt im halbdunkeln Atelier Bilder, die aus der Erinnerung heraus sich auf der

Leinwand zu poesievollen Darstellungen des ländlichen Lebens gestalten. Das Modell ist nur eine Richtschnur: die Poesie seiner liebestrunkenen Seele, die vom sichern Hafen die vergangenen Zeiten wehmütig durchschaut, gibt ihm Bilder ein wie «Babbo è morto» (Vater ist tot), «Pei nostri morti» (Für unsere Toten), «La benedizione delle pecore» (Einsegnung der Schafe), «Uno di più» (Das Neugeborene), «Culla vuota» (Leere Wiege), «Gli orfani» (Die Waisen) ꝛc., und seine Gegenwart läßt ihn die Geheimnisse der Mutterschaft und der Liebe durchschauen, woraus «Ave Maria a trasbordo» (s. S. 211), «Le due madri» (Zwei Mütter), in erster Fassung, «L'amore sui monti» (Liebe auf den Bergen), «L'amore al villaggio» (Liebe im Dorf), «I zampognari» (Dudelsackpfeifer), «Maggio» (Mai), «Idillio» ꝛc. entstehen. Und wieder seine Liebe für die schöne Natur, in die er aber fast immer mit den schwärmerischen Augen des Verliebten hineinsieht, geben ihm Bilder ein wie «Piccole pecore» (Kleine Schafe), und «La Pastora» (Die Hirtin), «Ritorno all' ovile» (Rückkehr zum Stall), schließlich im letzten Jahre seines Aufenthaltes in der Brianza, 1885—1886, jene zwei Bilder, in denen er sich von der schwärmerischen Dichtung entfernt und der Natur die von Philosophie durchdrungene nackte Wahrheit ablauscht. Er malt nicht mehr im Halbdunkel; er bringt von nun an seine Leinwand stets auf offenes Feld, und ihm liest, wie im Atelier, so auch im Freien stets seine Frau vor. Mag es kalt oder warm sein, das glückliche Paar arbeitet mit der Ausdauer des Genies draußen auf offenem Felde. So entstehen „Die Schafschur", eines der großartigsten Tierbilder, die man sich denken kann, und das große Bild «Alla stanga» (An der Barre), das wir S. 209 bringen und das wohl allein genügen könnte, um seinem Erschaffer den Ruhm eines allerersten Künstlers zu sichern. Inzwischen ist die Familie um vier Mitglieder größer geworden, drei Söhne und eine Tochter; nun ist das Glück vollkommen, nun kann Giovanni Segantini das Allerhöchste wagen, den Traum einer Künstlerseele verwirklichen, und er zieht, schon reich an Lorbeeren, in die Alpen.

Wie vom Blitz geschlagen sind seine Freunde, als er 1886 im Winter die ersten Arbeiten aus Savognino im Bündnerland nach Mailand schickt. „Wie malt er denn nun?" Von neuem hieß es die Welt erobern; er, der mit der „Schafschur" und «Alla stanga» die ganze Kritik und das Publikum für sich gehabt hatte, ist ihnen auf einmal fremd geworden. Sein Pinsel, der von den dunkeln Bildern seiner ersten Brianzazeit zu den Licht- und Farbenproblemen seiner letzten und namentlich von «Alla stanga» gestiegen war, versuchte die

Giovanni Segantini mit seiner Familie und dem Hauslehrer; zunächst dem Meister sein ältester Sohn Gottardo (Phot. Camille Hoffmann, Pfarrer in St. Moritz).



Giovanni Segantini malt an seinem letzten Bilde „Der Tod“; im Vordergrund links die treue Magd Baba, das Modell zu fast allen Frauengestalten aus Segantinis letzter Periode (Phot. Camille Hoffmann, Pfarrer in St. Moritz).

reine klare durchsichtige Luft der Berglandschaften wiederzugeben, und dies entfremdete ihn so sehr seinen Freunden. In Savognino hat er mit einem Fleiß, den beinahe die Ahnung eines frühen Todes ihm einzugeben schien, wie in der Brianza die Tiere und Menschen in der Mutter Natur gemalt, und er suchte die Leiden und Freuden der Wesen, die sich einer gleichen Sonne freuen und ein gleiches Gesetz des Geborenwerdens und des Kampfes ums Dasein haben, tief zu ergründen. Die Menschen lieben die Tiere, weil sie Nutzen von ihnen haben, und die Tiere sind voller Güte und Ergebenheit dem Willen des Menschen gegenüber. Aus diesen Empfindungen heraus malte er unter anderm: „Kühe an der Tränke“ (in Basel), „Im Stall“, „Strickendes Mädchen“, das wir in Farben bringen und das das Glück des Lebens in Freiheit und Sonne wunderbar darstellt. „Mittag“, eine Hirtin mit Schafen im grellsten Mittagslicht, „Pflügen im Engadin“, das bekannte Bild der Münchner Pinakothek, „Alpenweiden“, „Ruhe im Schatten“, „Auf dem Balkon“ (in Chur), „Am Spinnrad“ ꝛc. Aus der Empfindung der Gleichheit des Tieres mit dem Menschen malte er 1889 „Die zwei Mütter“, diesmal groß und in solch mächtiger Auffassung, daß man nicht darüber hinweggehen konnte. Das tiefe Wehmutsvolle des Sonnenuntergangs, das ihm so viele Bilder aus der Brianzazeit inspiriert hatte, läßt ihn „Die Heuernte“, „Rückkehr zum Stall“ und die „Trübe Stunde“ malen, und die Mutterliebe, diese Mutterliebe, die er über alles schätzte und vor allem besang, schenkt ihm „Die Frucht der Liebe“ und „Engel des Lebens“ (s. zweite Kunstbeilage), in welchem Bilde die ganze Zartheit eines kindlichen, der Mutter dankbaren Gemütes wiedergegeben ist. So bedankte sich dieser Künstler für das Leben bei seiner Mutter, für das Glück bei seiner Frau. Diesen Bildern setzte er als Geißel für schlechte Mütter die „Kindsmörderinnen“ und „Nirwana“ gegenüber. Sie eröffnen die Serie der sogenannten symbolischen Bilder Giovanni Segantinis. Die beiden Werke stellen Mütter dar, die in leichten Gewändern, vom Winde getrieben, in winterlichen Landschaften der Kälte ausgesetzt werden, bis die Kinder, an denen sie sich versündigt haben, sie von dieser Qual befreien. Er glaubt an eine Versöhnung, und dieser Glaube verstärkt sich und läßt die Bilder von Maloja erstehen, wo wir klar sehen, daß er an ein Jenseits denkt, wo man sich wiedertrifft. In seinen ersten Jahren ein Dichter, wurde er nach und nach ein großer Liebhaber des Schönen und Wahren in der Natur. Seine Brianzazeit unterscheidet sich von der Savogninozeit, die bis 1895 dauerte, wesentlich dadurch, daß bei der ersten die Dinge alle durch seine Dichterseele gesehen wurden, während in der zweiten Periode er eine Poesie aus der einfachsten Wahrheit zu schaffen verstand.

Sein Familienleben in dem Bündnerdorf war noch schöner als in der Lombardei. Geschlossen, allen fremd, obwohl allen freundlich wuchs die Familie in Eintracht, Gesundheit und Freiheit heran. Während die Arbeit den Geist den ganzen Tag beschäftigte, umgaben die Kinder und die Frau den stets Heiteren mit Freuden und Lebensüberfluß, und so gingen die Tage reich gesegnet rasch vorbei. Wenn auch hie und da das Geld, wovon die Familie leben mußte, recht sparsam in die Kasse floß, so war dies doch kein Grund zum Unglück: man fand stets Rat, und die Leute im Dorf hatten Zutrauen, nicht etwa, weil sie den Maler begriffen, sondern nur, weil sie den wackern Mann schätzten, der ihnen zu verdienen gab. Nun kommen wir zur letzten Periode. 1895 zog Giovanni Segantini nach Maloja im Engadin.

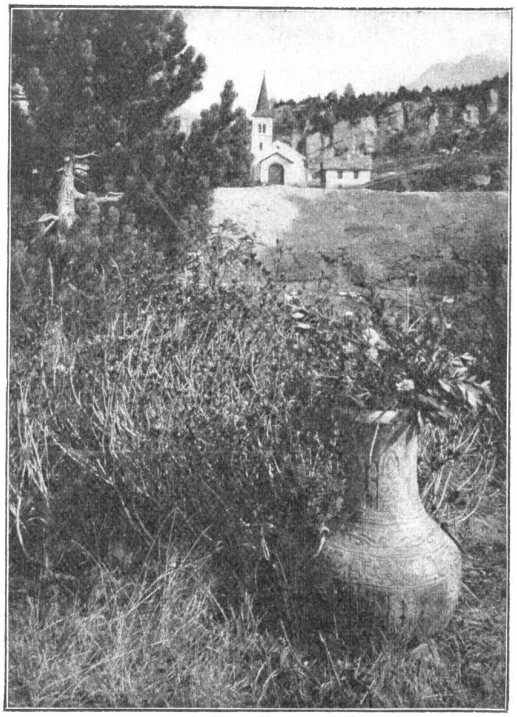
Da oben angekommen, malte er „Die Heimkehr ins Vaterland“. Er mag wohl auf der Landstraße von

Maloja solch einen Leichenwagen gesehen haben. Auf diese Weise fährt mancher Engadiner nach Hause. Jedenfalls in den Figuren hat er mit Meisterhand den Schmerz zu versinnbildlichen gewußt. Mutter und Tochter sitzen weinend auf dem Sarge, darin liegt der Bruder; der Vater schreitet gefaßt neben dem den Wagen ziehenden Pferd; beide sind des Gehens müde, und hinter dem traurigen Gespann her geht mit gesenktem Kopfe der Hund, ein jeder faßt den Schmerz verschieden auf; die Natur dagegen kennt keinen Schmerz. Wunderbar ist die Beleuchtung. Es gibt eine Unsterblichkeit, und der sterbliche Mensch ist dieser Unsterblichkeit gegenüber, die in der Unwandelbarkeit der Natur ihren Ausdruck findet, gar klein und nichtig. Im Winter malt Segantini den „Glaubenstrost". Das Grab ist geschlossen, darauf kniet der Vater; aber die Mutter, die Spenderin des Lebens, legt ihre Hand auf seinen Kopf und heißt ihn nicht verzagen; oben in einer Lünette tragen zwei Engel die Seele des toten Kindes zum Himmel. Die Landschaft ist kalt; aber die Lünette im goldenen Schein der untergegangenen Sonne spricht klar den Gedanken der Ewigkeit und der ewigen Wiedergeburt aus. Dann „Die Liebe am Quell des Lebens" (s. S. 213). Alles blüht in der Pracht der Alpenrosen, und in der blühenden Sonnenlandschaft kommen zum Quell des Lebens, den ein Engel behütet, die Liebenden, Mann und Frau. Sie sorgenlos, er sinnend. Was ist das Leben? Sie will es nicht wissen: geben, geben, geben, das ist ihr Verlangen, und so schreiten sie dem großen Geheimnis der fruchtbaren Liebe entgegen. Merkwürdigerweise, wie er damals zur Frucht der Liebe die bösen Mütter schuf, so schuf er hier als Gegenstück „Die Eitelkeit": eine nackte Frau spiegelt sich wohlgefällig in einem tiefen Brunnen; doch statt ihres Ebenbildes schaut ihr eine Schlange daraus entgegen.

Den Winter liebt Giovanni Segantini in Soglio im Val Bregaglia zu verbringen, wo er den „Frühling in den Alpen" malte, die bekannten Pferde mit der Bäuerin, während er in Maloja jenes schöne, farbensymphonische Bild schuf «Alpe di Primavera» (Frühlingsalpen), das in der Hennebergschen Sammlung einst zu sehen war. In Soglio entstand „Das Leben" (s. S. 215), jenes Bild aus dem Triptychon, das am vollendetsten ist und in dem er eine Zusammenfassung aller seiner Ideen über das Leben niederlegte. Da ist die Mutter mit dem Kinde, da das gebende und duldsame Tier, da die große Natur, die über das Leben wie das Schicksal beinahe schaltet und waltet. Das große Leben naht seinem Ende. Sein Ende! Er malt es selbst in jenem zweiten Bild des Triptychons „Der Tod", wo in der Schneelandschaft vor Sonnenaufgang die Bahre aus dem eingeschneiten Häuschen getragen wird (vgl. S. 206 f.). Hier wie im „Glaubenstrost" ist die Natur gleichgültig: ewig ist das Leben; was berührt es sie, wenn ein Menschlein sein irdisches Haus verläßt? Was unsterblich war, bleibt unsterblich, was vergänglich, das ändert nur seine Form. Eine Lünette war wie beim „Glaubenstrost" vorgesehen; da sollte die Seele der Toten von zwei Engeln getragen lächelnd dem Himmel zufliegen; sie kennt keinen Schmerz, für sie ist das Sterben nur eine Erlösung.

Giovanni Segantini an der Arbeit, im Gespräch mit Pfarrer Hoffmann.

Und nun wollen wir von jenem Bilde reden, an dem der Künstler arbeitete, als eine Blinddarmentzündung ihn hinwegraffte: „Die Natur". Himmel und Erde und auf Erden die Menschen, die Tiere, die Seen, die Berge, die Steine und alles, was auf Erden die Natur Wunderbares hervorbringt, und dies alles im schönsten Abendglühen. Wie in vielen Bildern der Brianzazeit ist hier die Sonne untergegangen, aber diesmal nicht nur um den Dingen traumhafte Schönheiten zu verleihen, sondern um den Gesang der Natur gewaltiger und einheitlicher zum weiten goldenen Himmel aufsteigen zu lassen. Der große Tag ist gewesen; nun tritt die ausruhende Nacht ein. Die Hirtin betet, während da unten aus den Dörfern an der Landstraße die Glocken ertönen: man muß unwillkürlich an «Ave Maria a trasbordo» denken; aber diesmal ist der gleiche Gedanke gigantisch aufgefaßt. Dank! Das ist das große Wort: Dank, unendliche Natur, für den gegebenen Tag, und während der Künstler den Dank an die Natur malte, schuf er selbst den schönsten Dank für den ihm gegönnten Lebenstag. «Voglio vedere le mie montagne» (Ich will meine Berge sehen), dies war das letzte Wort des großen Kranken einen Tag vor seinem Tod*). Um dieses mittlere Bild zu malen, stieg er Ende September auf den Schafberg bei Pontresina: er wollte von da aus die Berge fertig malen; aber das Schicksal nahm ihm den Pinsel aus der Hand. Einen Tag arbeitete er an dem großen im Freien aufgestellten Bild — da übernahm ihn die Krankheit, er konnte nicht mehr vor seiner Leinwand stehen; mit der Geschwindigkeit des Blitzes verbreitete sich das Uebel, und trotz den ärztlichen Fürsorgen starb er. Am 29. September 1899 wurde seine Leiche den Berg hinunter nach Pontresina gebracht. Er war keine acht Tage krank gewesen. In der kleinen Hütte des Schafbergs*) waren bei ihm die liebevoll sorgende Frau, Baba das Mädchen, das wir fast auf allen seinen Bildern sehen (vgl. S. 206), Dr. Bernhard und zwei seiner Söhne. Die trauernde Gesellschaft, von Angst und Aufopferungsmut beseelt, hielt sich in den zwei Zimmern auf, stets bereit, zu helfen und zu trösten; aber es war keine Hilfe möglich. Der rauhe Wind und der Schnee verschworen sich gegen diesen Kühnen, der ihnen so lange Jahre zu trotzen gewagt hatte, sodaß in seinem Zimmer nie über einen Grad Wärme zu erzielen war. Der Schnee lag auf den Bergen und im Tal: da brachte man wie in seinem Bilde „Der Tod" den Maler aus dem Häuschen, und die Natur schaute mit jener grausamen Gleichgültigkeit zu, die allem Ewigen dem Vergänglichen gegenüber eigen ist. Wohl müssen wir alle sterben, und Giovanni Segantini liegt im schönen Friedhof von Maloja, da, wo er gestanden vor wenigen Jahren, um den Glaubenstrost zu malen; aber ein Giovanni Segantini stirbt nie: er lebt weiter, sei es im Herzen derer, die ihn geliebt und gekannt haben, sei es in der Ewigkeit der menschlichen Geschichte, und wenn sämtliche Werke, die er geschaffen hat, auch verschwinden sollten, seine große Auffassung des Lebens, seine Auffassung des Lichtes und seine Auffassung der Natur und der Berge, sie sind durch ihn des Menschen Eigentum geworden, und wenn die Schweizer an ihre Berge denken, so müssen sie unwillkürlich an Giovanni Segantini denken.



Giovanni Segantinis Grab auf dem Kirchhof von Maloja.

*) Wir erinnern an das ergreifende Gedicht „Segantinis Tod" von Isabelle Kaiser „Die Schweiz" VIII 1904, 576. A. d. R.

*) Vgl. „Die Schweiz" XII 1908, 562 f.

Sie haben's nicht gesehen...

Ein Sturmwind brauste durch die Lande,
Schob dunkle Wolken vor sich her,
Kam donnernd bis zum fernen Strande,
Zog jauchzend über's wilde Meer.

Wo er in wildverwegnem Jagen
Sich seinen tollen Weg gesucht,
Erscholl ein Jammern und ein Klagen,
Ward tausendfältig ihm geflucht.

Die plattgestampften reifen Felder
Entwanden sich der Sichel Schnitt;
Die hundertfach geknickten Wälder,
Sie zeugten von dem tollen Ritt.

Der Ernte Segen war vernichtet —
Der Menschen letzte Hoffnung brach;
Sie wähnten sich von Gott gerichtet
Und weinten ihrem Glücke nach.

Sie weinten — haben's nicht gesehen,
Wie nach der ersten Frühlingsnacht
Ein wundersames Auferstehen
In Feld und Wald und Flur erwacht.

Paul Altheer, Zürich.